

Das traurige Ende Thomas Bubble

Am 17. April wurde der Mörder Thomas Bubble verurteilt, solange am Halse aufgehängt zu werden, bis der Tod erfolgte. In Anbetracht der Tatsache, daß Bubble sechs Morde eingestanden hatte und daß in sieben weiteren Fällen die Indizien unbedingt für seine Schuld sprachen, war mit einer Vergnadigung nicht zu rechnen, so daß der Herrler sogleich die nötigen Vorbereitungen für die Ausübung seines hohen Amtes traf. Der Hinrichtungstermin wurde schon nach wenigen Tagen auf das nahe Datum des 11. Mai angesetzt.

Am Morgen dieses programmäßig schönen Frühlingstages wurde Thomas Bubble auf den Gefängnishof geführt. Nach Erledigung der üblichen Formalitäten wurde ihm die Schlinge um den Hals gelegt und der Boden unter den Füßen weggezogen. Eine Viertelstunde später, nachdem der Bebenkte abgenommen war und die vorgeschriebene Untersuchung durchgeführt hatte, gab der Gerichtsarzt die Versicherung ab, daß der Tod eingetreten sei, und das Gericht verkündete, daß dem Gesetz Genüge geschehen sei.

Während die Zeugen feierlich die Bülinderhüte aufstießen und ihre Gaumen, die ein merkwürdig sader Geschmack belästigte, sich heftig nach einem Whisky zu sehnen begannen, niekte Thomas Bubble gewaltig, richtete sich auf, räusperte sich und spudte kräftig aus.

Sämtlichen außer ihm Anwesenden, den Herrler und seine Gehilfen nicht ausgenommen, sträubte sich das Haar. Am tiefsten erschüttert waren natürlich die Gerichtspersonen, die Zeuge dieser Auferstehung waren; denn vor ihrem fachkundigen geistigen Auge erstand sofort das eigenliche nunmehr gestellte Problem in seiner ganzen fürchterlichen und bedrückenden Größe.

Um es kurz zu sagen: Der ins Leben zurückgekehrte Thomas Bubble war amtlich ein toter Mann und blieb es. An der einmal ausgesprochenen Totenerklärung war nicht zu kritisieren und deuteln; sie konnte nicht rückgängig gemacht werden. Sätte der Meiz, der durch sein Einwirken auf Bubbles Nasenschleimhäute die Wiederbelebung hervorrief — wie die spätere Untersuchung ergab, war er das Resultat einiger Staubkörnchen Schnupftabak; einer der Herrlersknechte hatte hinter dem Rücken seines Chefs heimlich eine Prise genommen — einige Sekunden früher eingesetzt, so wäre das verhängnisvolle Wort nicht gesprochen worden; das Versehen hätte sich wieder gutmachen lassen. So aber war nichts zu tun.

Man entfernte Tom Bubble — wobei ihn die Herrlersknechte recht unsonst behandelten, denn sie ahnten, daß sie samt ihrem Meister dieser unangenehmen Angelegenheit wegen amtliche Rüssel zu extrahieren hätten — und deponierte ihn im Gefängnislazarett, damit ihn ärztliche Pflege wieder annähernd in jenen körperlichen Zustand versetze, der in zivilisierten Ländern dem normalen Häftling vorgeschrieben ist.

Die Juristen indes betreten und wälzten Schindeln, um eventuell einen Präzedenzfall zu entdecken, nach dem die peinliche Angelegenheit zu regeln wäre. Es fielen herbe Worte; hier war wieder einmal eine jener Lücken im

Gesetz, und man mußte wie immer in solchen Fällen den gesunden Menschenverstand zu Rate ziehen. Es war klar, daß, wie immer die Entscheidung des richterlichen common sense ausfallen werde, die eine Hälfte der Nation sie als verdammenswerten Ausdruck der Verblödung des Richterstandes bezeichnen würde.

Die Meinungen waren getrennt. Jüngere Juristen, sportive Männer mit breiten Schultern, kräftigem Brustkasten und gesunder Gesichtsfarbe, waren im allgemeinen der Ansicht, man solle nicht viel Federlesens machen, sondern die das erste Mal mißlungene Prozedur unbergänglich wiederholen. Ältere Herren dagegen wandten ein, daß weder eine Veranlassung noch ein Recht bestehe; denn was das erste betreffe, so sei Thomas Bubble ja absolut, unweigerlich und auf ewige Zeiten tot auf Grund des richterlichen Spruches, und zweitens, das nunmehr im Gefängnislazarett deponierte Individuum — das, wenn auch nicht rechtlich, so doch materiell zweifellos ein lebendes Wesen sei, ohne richterliches Urteil hinzurichten, sei nicht nur rechtswidrig, sondern wäre geradezu eine kriminelle, in England mit der Todesstrafe belegte Handlung, kurzum: ein Mord. Anders wäre es allerdings, würde man das pp. Individuum noch einmal vor Gericht stellen und wegen der zur Genüge bekannnten Mordtaten ein zweites Mal verurteilen. Dieser Weg werde aber sicher zu keinem Resultat führen, da für die betreffenden Taten bereits der, wie gesagt, amtlich hingerichtete und definitiv tote Thomas Bubble rechtskräftig verurteilt sei. Kein Richter werde die Anklage gegen ein anonymes, bisher mit den Bubbles-Morden in keinerlei Zusammenhang gebrachtes Individuum annehmen. Die Bubbles-Morde seien durch die Verurteilung und Hinrichtung ihres wirklichen Autors rechtlich erledigt.

Auf welche Ausführungen die jungen, gesunden Herren kurz und bündig sagten: da das im Gefängnislazarett vorbandene Individuum rechtlich nonexistent sei, könne seine physische Vernichtung nie Gegenstand irgendwelcher rechtlichen Erwägungen, geschweige denn irgendwelcher Kriminaluntersuchung sein. Was nicht ist, kann nicht verhindert werden. Man möge dem Individuum, das wie gesagt, rechtlich und amtlich keines sei, eine gute Dosis Morphium einspritzen oder eine Portion Arsenik unter's Essen mischen, und der unangenehme Fall sei erledigt.

Vor auf die älteren Herren teils mit moralischer Entrüstung über den frivolen Ton der jungen Gentlemen antworteten, teils mit noch ausführlicheren Argumentationen als vorher.

Als schließlich einer von den Jungen vorschlug, man solle, um der immerhin etwas peinlichen Mühe, ein lebendes Individuum zu vergiften oder sonstwie um die Ecke zu bringen, Thomas Bubble einfach als das betrachten, was er nach dem Gesetz sei, nämlich als Leichnam eines Hingerichteten, und ihn demgemäß in einen Sarg packen und begraben, so wie er sei, wurde dieser Vorschlag, der ja ein Kompromiß darstellte, indem er die Auffassung der älteren, erfahreneren Herren zur Basis nahm,

so ernsthaft, gründlich und ausführlich diskutiert, zuletzt aber doch verworfen, weil man voraussehen zu müssen glaubte, daß das amtlich tote Individuum, immerhin materiell ein lebendes Geschöpf, durch diese Prozedur Nachteile und Unannehmlichkeiten erleiden würde, die man ihm rechtens nicht zumuten konnte.

Kurzum: man appellierte an den Justizminister, und nachdem die Diskussionen sich in den höheren Sphären der Rechtshierarchie gleichfalls abgewickelt hatten, kam der Bescheid, das pp. Individuum sei unbergänglich in Freiheit zu setzen, da Thomas Bubble nach richterlicher Erkenntnis tot und dem Gesetz Genüge getan sei. Die weitere Inhaftierung des anonymen Individuums sei rechtlich in keiner Weise zu vertreten.

Also wurde der inzwischen wieder wohlgenährte Tom Bubble am Morgen des Tages, für den seine Ueberführung aus dem Lazarett in die Einzelzelle 538 angesetzt war, ohne viel Formalitäten untörsch vor's Gefängnisstor gesetzt. Der Portier schlug das schwere Tor mit einem Krach hinter ihm zu; alle Spuren seiner Existenz, soweit sie nach dem Datum seiner Hinrichtung lagen, wurden aus den Büchern des Lazarett und des Gefängnisses überhaupt getilgt: Tom Bubble war für die englischen Behörden tot.

Es wäre angebracht, an dieser Stelle ein psychologisches Bild des Mannes Tom Bubble zu zeichnen; aber wer von uns Durchschnittlichen vermöchte es, das reiche, komplizierte, sensible, ab- und hintergründige Seelenleben eines wirklichen Mörders, eines im wahren Sinne des Wortes Verurteilten, wahrhaft zu verstehen und darzustellen. Wir bleiben, wenn wir zu deuten versuchen, doch immer an der Oberfläche. Nur auf einen merkwürdigen Dualismus in Bubbles Wesen sei hingewiesen.

Tom Bubble vereinte mit seiner Leidenschaftlichen Lust, sein Leben immer wieder aufs Neue zu betreiben und mit der genialen Begabung zur Durchführung jener Taten, die ihm diese Genialität verschafften, eine ebenso tief eingewurzelte Neigung zu bürgerlicher Wohlansständigkeit. Er war nie mit seinen Steuerzahlungen in Verzug geraten, hatte keine Schulden bei Lieferanten, kleidete sich mit äußerster Korrektheit, rasierte sich täglich zweimal, war nicht vorbehaftet, nicht einmal wegen Ueberschreitung der Polizeistunde, und seine polizeiliche Anmeldung war immer in Ordnung. Er galt amtlich als Privatlehrer. Es war ihm, seiner physischen Struktur nach, unbedingt nötig, daß alle Unbequemlichkeiten, die aus formalen Diskrepanzen mit dem Alltag und seinen Säkungen erwachsen könnten, ausgeschaltet seien; ohne diese Gewißheit hätte sich sein Genie auf dem ihm von der Natur zugewiesenen Gebiet nicht auszuwirken vermocht.

Als er nun, vom Gefängnis in die alltägliche Wirklichkeit zurückgehoben, mit einem Tag vor seinem kleinen, adretten Eigenheim vorfuhr, bestrebte, um nicht zu sagen fokierte es ihn, an der Tür einen fremden Namen zu finden. Er läutete: eine Frau öffnete, sah ihm einen Moment ins Gesicht und warf die Tür

sofort wieder zu. Tom hörte, wie sie die Sicherheitskette vorlegte und aufgeregt, fast schreiend, nach dem Ueberfallskommando rief. Mit einem Telefon, dachte er, und zwar mit dem Apparat in der Vorkasse.

Er umkreiste ratlos das Haus; der Garten war bestellt, der Rasen frisch geschneitten; kein Zweisel, hier wohnten Menschen, und nicht erst seit gestern. Klüßlich stäubig geworden, lehrte er zur Vorderseite zurück, um sich an der Hausnummer zu überzeugen, daß er nicht verkehrtlich ein fremdes Anwesen aufgesucht hatte. Es stimmte: hier war er daheim. Soeben wollte er von neuem die Stufen zur Haustür

hinauffsteigen, da fuhr vor dem Gittertor das Ueberfallskommando vor. Aus einem Parterrefenster schrie hysterisch die Frau; Tom verstand nicht, was — aber er fühlte, wie er von kräftigen Händen gepackt und in einen Wagen gehoben wurde. Drei Minuten später befand er sich in einer Polizeistube und erfährt, daß, da er ohne Verwandte zu hinterlassen gestorben sei, sein Nachlaß an den Staat gefallen und sein Haus vom Staat an die unverheiratete Lehrerin Miss Stepson verkauft worden sei. Sein Bankkonto war eingezogen, das Geld in den Staatsfädel geflossen. Kurzum: er war ein Bettler. (Schluß folgt.)

Die goldene Armee . . .

Werden und Leben amerikanischer Dollarkönige von Friedr. Steiner

Die Geschichte der amerikanischen Riesenermögen ist gewissermaßen identisch mit der Entwicklung der berühmtesten Straße der Riesenstadt New York — mit der „Fifth Avenue“. Wenn auch heute die unerhörte Ausbreitung der gewaltigen Volkstraberstadt am Hudson diese einstmals vornehmste Straße erreicht und in das Geschäftszentrum mit einbezogen hat, so bleibt die „Fifth Avenue“ immer noch die „geheiligte Stätte“ der Dollarkönige. Für jene „Oberen Fünfhundert“ — über die der amerikanische Schriftsteller O. Henri schreibt, daß sie das tatsächliche Zentrum der internationalen Finanzwelt und Wirtschaft verkörpern — bedeutet diese „Fifth Avenue“ ihr eigentliches „Heim“; während der Broadway ihr „Büro“ ist. Dort befinden sich die marmornen Riesenpaläste der Großbanken, die Kräfte und Kontore der Silber-, Kupfer-, Eisens-, Oel- und Petroleumkönige — wie sie sich in selbstbewußter Eitelkeit zu nennen pflegen. In diesem Viertel liegt auch Americas „goldene Festung“, die Federal-Reserve-Bank, die neben den Vermögen der Dollarkönige auch den größten Goldschatz der Erde bewahrt. Das „Federal-Reserve-Building“ ist nicht besonders hoch, aber es geht 22 Stock tief unter die Erde. Obwohl es in dem verkehrstreichsten Teil der Riesenstadt liegt, ist es rings von Wasser umgeben; damit man es nicht in die Luft sprengen kann, hat man es mit einem zwischen mächtigen Doppelmauern eingeschlossenen Kanal umgürtet. Auf dem Dach der Staatsbank sind Geschütze angebracht, die nach allen Richtungen, auf alle im Umkreise befindlichen Straßen gerichtet werden können. In den tiefliegenden unterirdischen kleinen Stahlkammern — den Safes — liegen fein säuberlich aufgestapelt die Goldbarren, wie die Wolllämbe im Väterladen. Ein besonderes Militärdetachement begleitet jeden Goldtransport zur Bank.

Als lebendigstes und populärstes Beispiel des modernen amerikanischen Reichtums gilt immer noch der Automobilkönig Ford, der sich jetzt dem Spruch des obersten Gerichtes in U.S.A. beugen mußte und seine unbefräßte Herrschaft über Arbeiter und Angestellte teilen muß mit der immer stärker anwachsenden Weltwirtschaft. So jung diese Geldaristokratie Americas eigentlich ist, legt sie doch einen besonderen Wert auf Tradition. Allerdings berührt der dort geltende Begriff des Traditionellen den Europäer etwas komisch, wenn er beispielsweise hört, daß die „Dynastie Astor“, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts in America eingewandert ist, als „altingesessen“ gilt. Gener Johann Astor aus Heidelberg, der das „Haus Astor“ schuf, hat es verstanden, vor mehr als 80 Jahren durch glückliche Spekulationen sich ein Riesenermögen zu erwerben, indem er nämlich als Erster die künftige Bedeutung jener großen

Sandbank im East River erkannte, die heute den Namen Brooklyn führt, und das gesamte Gelände für den Spottpreis von 10.000 Dollar in seinen Besitz brachte. Heute steht auf dieser „Sandbank“ New Yorks größte Vorstadt Brooklyn mit fast zwei Millionen Einwohnern. Diese „günstige Boden Spekulation“ hat Astor Jahre später veranlaßt, das berühmte Hotel „Waldorf Astor“ zu bauen, das einstmals den Ruf hatte, das eleganteste Hotel der Riesenstadt zu sein. Heute ist sein Ruf dahin, denn die gewaltigen Hotelpaläste, wie „Ritz“, „Pennsylvania“, „Commodore“ u. a. m. lassen den Luxus von „gestern“ fast als armselig erscheinen. Der äußere Begriff „Millionär“ hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte entscheidend in U.S.A. gewandelt: die echten Zeichen des Mitglieds der „goldenen Armee“ sind nicht sein Bankkonto, sondern sein Besitz an Grund und Boden, Autos, Eisenbahnen, Flugzeug, Eragruben, Diamantensfeldern, Erdölquellen, Zeitungen usw.

Wirklichen Einblick in das Leben dieser „Fünfhundert“ zu gewinnen, ist äußerst schwierig. Man kennt wohl die geläufigsten Namen, wie Vanderbilt, Gould, Schuab, Astor, Rockefeller, Lammie, Guggenheim, Mader, Carnegie, Herzog, Bannerman, Eastman, um nur die bekanntesten Namen zu nennen — aber da diese „goldene Armee“ nicht nur die gesamte Wirtschaft regiert und kontrolliert, sondern auch eine fast unumschränkte Macht über die gesamte Presse ausübt, so bringt selten „Privates“ und Wahres über das Leben der „Fünfhundert“ in die Öffentlichkeit. Der amerikanische Schriftsteller P t o n S i n c l a i r hat in seinen Romanen „Der Sumpf“ und „Metropolis“ eine sehr lebendige und aufschlußreiche Beschreibung vom Dasein dieser Luxus-Menschen gegeben. Es wird erzählt, daß er sich seine intimen Kenntnisse dadurch verschafft habe, daß es ihm gelungen sei, als Lakai im Hause des Multimillionärs Vanderbilts einige Monate Stellung zu bekommen. Durch den Hausdiener wurde der vermeintliche Diener als sozialistischer „Spitzel“ entlarvt und aus dem Hause gewiesen.

Das Leben dieser „Fünfhundert“ verläuft trotz ihrem schwer meßbaren Reichtums ziemlich schematisch und eintönig. Sobald die Sommerzeit kommt, treffen sie sich im Luxusbad New-York. Ein gewöhnlicher Sterblicher darf diesen Kurort nicht betreten; nicht weil ihn etwa ein Verbot darin hindern würde, sondern weil der gesamte Grund und Boden, Wald und Wasser dort aufgekauft sind und als Privateigentum gelten. Der Luxus und die Verschwendungssucht, die sich dort während der Sommerfaison entfalten, sind für unseren europäischen Geschmack ebenso unsäglich wie unerreichbar.

Einmal im Jahre bietet sich dem „gewöhnlichen“ Amerikaner Gelegenheit, seine „Fünfhundert“ in ihrem Glanz und ihrer Pracht zu beschäuen: in November jeden Jahres, wenn offiziell die „Season“ beginnt, die mit der traditionellen Premiere in der Metropolitan-Oper eröffnet wird. Dieser Auffahrt der „goldenen Armee“ wohnt stets eine hunderttausendköpfige Menge bei, die allerdings durch ein dichtes Spalier von Polizisten und Detektiven von den paradiesischen Millionenären getrennt ist. Der große Logenring der Oper, der für die „Fünfhundert“ reserviert ist, hat im Volksmund den Spitznamen „Brillantenrußbeisen“ bekommen; denn was da an Edelsteinen und Kostbarkeiten zur Schau gestellt wird, soll nach vorsichtiger Schätzung von Fachleuten den halben Brillantenvorrat der Welt darstellen. Die Preise dieser Logenplätze sind natürlich dem Reichtum ihrer Besitzer angepaßt. So kostete ein Platz beim letzten Auftreten des berühmten russischen Sängers Schallapin eintausend Dollar. Im allgemeinen sind Logenplätze für diese Premiere nur schwer oder überhaupt nicht zu bekommen, da es zum „guten Ton“ in der amerikanischen Geldaristokratie gehört, daß man ein Abonnement für fünf Jahre im voraus nimmt.

Denkt man an die üblichen Berichte, die erzählen, daß der Aufstieg des Milliardärs in Amerika vom Streichholz- oder Zeitungsvorläufer aus begonnen haben soll, oder daß ein Stiefelputzjunge oder Kellnerwäscher die „goldenen Sprossen“ emporgestiegen ist, so darf man dies als mehr oder weniger hübsche Legende verbuchen, die sich der Amerikaner gern erzählen läßt. In Wirklichkeit pflegen die „Dollarkönige“ über die Anfänge ihrer Existenz tiefes Still-schweigen zu bewahren — denn der Weg zum Reichtum, die rücksichtslose Jagd nach dem Dollar, bedingten oft Mittel und Wege, die das Dunkel sehr nötig haben. Die ersten amerikanischen Riesenermögen wurden durch Sklavenhandel und wilde Grundstückspekulation erworben, so daß man ruhig feststellen darf, daß die goldene Pyramide der meisten Vermögen auf wenig realer Basis ruht.

Es soll nicht unermert bleiben, daß viele dieser Millionäre durch großzügige Stiftungen von Bibliotheken, Universitäten, Museen und Schulen sich gewissermaßen für ihre struppellose Art des Geldverdienens vor ihrer Nation zu rehabilitieren versuchten. So stifteten der Dollarkönig Rockefeller im letzten Jahrzehnt 500 Millionen Dollar, Carnegie 140 Millionen, der Schokoladenkönig Verfeß 200 Millionen, der Koffakönig Eastman 180 Millionen und Mrs. Russell Sage 160 Millionen für gemeinnützige Zwecke. Allerdings verbinden die Mäzenaten mit diesen Stiftungen den eigensüchtigen Zweck, auch auf die von ihnen gegründeten Institutionen maßgebenden Einfluß auszuüben, was zu einer starken Opposition der Intellektuellen geführt hat, die sich geistig von der „goldenen Armee“ nicht bevormunden lassen wollen.

Die Massen des amerikanischen Volkes kümmern sich kaum um die „Fünfhundert“. So lebt die „goldene Armee“ ein fast abgeschlossenes künstliches Dasein, dessen Freuden mathematisch berechnet sind. Die Sehnsucht der amerikanischen Geldaristokratie nach dem „echten“ Adel ist sehr stark: So hat eine Tochter Goulds einen Marquis von Castellane geheiratet und eine Tochter Vanderbilts sich den Herzog von Marlborough zum Gatten „erworben“. Diese eigentümlichen Kulturbestrebungen der „obersten Schicht“ kennzeichnen ihr Niveau: die trotz aller Dollars eben doch mangelnde Kultur der Persönlichkeit versucht man durch „Kauf“ zu ersetzen.

Am Schwarzen Meer

Nun ist meine heisse Sehnsucht erfüllt: ich bin wieder am Schwarzen Meer. Nun liegt es in seiner ganzen Unermesslichkeit vor mir ausgedehnt. Grandios erscheint es mir und phantastisch schön. Dieser unendlich weite Horizont, diese gewaltige Wasserfläche . . . Ganze Berge kann sie verschlingen. Und der Mensch — dieses winzige Atom — beherrscht doch alles und das Wasser auch.

Himmel und Wasser — Himmel und Wasser — beide verschmelzen am Horizont, nur die Farben bleiben verschieden: hellblau der Himmel, dunkelblau die See. Denn schwarz ist nie das Schwarze Meer. Es ist blau, es ist grün, es ist grau, hat oft alle Farben zusammen, aber schwarz ist es nie. Die Menschen hier erzählen, daß es so genannt wurde, weil es immer so unruhig, so stürmisch ist, und weil es so viele Menschenopfer verlangt. Die Wasserfläche lodt, man traut der Umrangung dieser schäumenden Wellen, läßt sich von ihnen tragen und so lange verführen, bis die geheimnisvolle Meereswelt einen verschlingt.

Aber jetzt ist es ruhig und still, so unendlich blau und so unendlich schön! Weir Anblick dieser Flauen, durchsichtigen Wasserwelt blickt einer für kurze Zeit all das jehige elende Leben, die Arbeitslosigkeit, die Kriegsgefahr, den Bürgerkrieg in Spanien; sogar den wüsten General Franco.

Die Frauen hier am Meeresstrand sind wunderschön in ihrer malerischen Strandtracht: reiche bunte Farben, orientalisches weiche Linien, gewaltige Sonnenhüte, die an Girtenhüte erinnern, und diese gebäunte Haut, die wie Lebkuchen glänzt. Die warme weiche Luft liebt einen, man ist glücklich und verlangt nichts mehr vom Leben. Die kühlen schäumenden Wellen schlagen rhythmisch ans Ufer und in den Ohren erklingt mir immer wieder die orientalische Weise:

„Es rauscht das Meer,
es lacht und weint.“

Es ruft eine Stimme
Vom Abgrund tief
Mensch, die Welt ist dein! . . .“

Ja, die Welt ist mein. Leicht und froh wie ein Vögelchen fühlt man sich in diesem Richte und glaubt fast, schweben zu können in der leichten, weichen Luft. Warum denn nicht? Hier ist alles so wunderbar. Manchmal ist die See silbergrau und glänzt im Sonnenschein. Silbersterne funkeln aus dem Wasser. Der Himmel ist blau und bedeckt mit weichen, weißgrauen Wolken. Alle Farben trägt jetzt die Oberfläche des Wassers. Hier ein breiter dunkelgrüner Streifen, dort ein hellblauer, und am Horizont ist alles silbrig. Vereinsamte Boote, die in der Ferne wie riesige schwarze Vögel erscheinen, wiegen sich auf der Höhe des Wassers. Ach, es lodt die weite, unendliche Wasserferne. Ach, die Myriaden Sterne, die aus dem Wasser funkeln, sie blenden und verblenden das Auge. Niemand kann gleichgültig vor dieser Naturerscheinung bleiben.

Oben in der Steppe ist es heute stürmisch, aber die See da unten regt sich nicht, sie tränkelt nur still und leicht ihre Oberfläche und rhythmisch rauschen gedämpft ihre silbernen Wellen, wenn sie ans Ufer schlagen. So atmet das Meer.

Aber was in seinen tiefsten Abgründen geschieht, das weiß niemand. Plötzlich kann es sich stürmisch erheben und das friedliche Bild durch Tod und Verderben zerstören. Es bleibt ein Rätsel, wie vieles in dieser Welt.

Recha K a k.

Verrückte Wetten

In Kopenhagen ist vor einiger Zeit ein gewisser Peter Anderson eingetroffen, der im Jahre 1927 auf Grund einer Wette eine Fußreise um die Erde angetreten hatte — in Pantoffeln. Fast zehn Jahre war der „Pantoffelheld“ unterwegs, und als Beweis, daß er die Wettbedingungen erfüllt habe, überbrachte er bei seiner Ankunft unter anderem die Leberreste von hundertsechshundredrig Pantoffelpaaren . . .

Betten wie diese sind trotz ihrer völligen Sinnlosigkeit im allgemeinen harmloser Natur, im Gegensatz zu vielen andern verrückten Wetten, die mitunter schlimmsten Unfug bedeuten und tragische Folgen nach sich ziehen. Und so wie die Spieleigenschaften schon zahlreiche Opfer forderte und immer wieder fordert, so hat auch der ihr beschworene Wett-Teufel schon manches Menschenleben ausgelöscht:

In der rumänischen Gemeinde Scheia schloß dieser Tage ein junger Bursche eine Wette ab, auf Grund deren er auf einen Sitz dreißig Cremeschnitten verzehren sollte. Er brachte es jedoch bloß auf sechszwanzig — dann brach er, von plötzlichem Unwohlsein befallen, zusammen und starb innerhalb weniger Stunden.

Es ist noch gar nicht lange her, daß aus Ungarn über zwei ähnliche Wetten berichtet wurde: über die eines Feldhüters aus Beseňgütelek, der einen Liter Wein auf einen Zug hinuntertrug, sowie über jene des Landwirts Romanki aus Feldebró, der auf einen Sitz sieben Liter Traubenmost trank. Beide Wettbolde mußten ihre „Geldentaten“ mit dem Leben bezahlen: es erging ihnen so wie jenem Wiener Straßenbahnkassierer, der vor einigen Jahren auf Grund einer Wette ein Glas mit einem halben Liter Rum auf einen Zug leerte, daraufhin betäubtlos zusammenbrach und bald nachher an Gehirnbildungen verschied . . .

Trost der Liebe

Sei nicht so traurig, Liebes, laß dein Weinen,
Schau wie der Frühling durch das Fenster lacht.
So wird auch uns bereinst die Sonne scheinen,
Ein Nichts wird sein, was heut dich elend macht.

Ich weiß, man hat uns Obdach zwar gegeben,
Doch Heimat ist die Fremde für uns nicht.
Es friert an uns die Sehnsucht nach dem Leben
In Deutschland, wo man unsre Sprache spricht.

Hab doch Geduld, auch das wird wiederkehren,
Nicht ewig ist der Himmel trüb und grau.
Was hilft es, sich in Trauer zu verzehren?
Ich bitte dich, sei tapfer, kleine Frau!

Wir lieben uns doch heute so wie immer,
Das ist's, was mich trotz allem fröhlich macht.
Denk, wie so mancher fremd in fremdem Zimmer
Biel schwerer trägt an der Verbannung Nacht.

Wir werden unser Nest uns wieder bauen
Im freien Deutschland, wo es einstmals stand
Sei nicht mehr traurig, Liebes, hab Vertrauen,
Bis wieder glücklich wir im Heimatlant.

M a c k.

Wäre es eigentlich nicht angezeigt, Wetten, bei denen die Möglichkeit einer körperlichen Schädigung gegeben ist, zu verbieten und jeden, der sich an solchem Unfug beteiligt — vor allem die meist schallos ausgehenden Gegenpieler der Wettopfer — empfindlich zu bestrafen?

In Fodolin im Karpatengebirge erkletterten zwei Burschen infolge einer Wette nachts den Kirchturm. Sie wagten aber dann nicht hinaufzusteigen, sondern blieben oben. Am Morgen fand man die zwei Bagdaschigen — erstoren.

Der Grundbesitzer Bela Marffy aus Kaposvar in Ungarn wettete, daß er sich erhängen werde — allerdings nur probeweise, um nachher seinen Anbhollegen über seine Erfahrungen als Erhängter berichten zu können. Er ging nach Hause und erhängte sich vor den Augen seines Dieners, dem er Auftrag gegeben hatte, ihn nach einer Weile abzuschnelden. Als er jedoch dem Diener winkte, dem Spiel ein Ende zu machen, ließ dieser, verführt durch die Gelegenheit zum Raub, den Herrn hängen und stückte mit der Brieftasche dessen, der ein Opfer einer verrückten Wette wurde, das Weite.

In Keszthely am Plattensee wetteten drei Burschen, daß sie um die Mitternachtsstunde im See ein Eisbad nehmen würden. In Begleitung zahlreicher Menschen begaben sie sich zum See, um die Wette auszutragen. Sie brachen vom Ufer her ein großes Loch in die Eisdecke und nahmen das Bad. Dem Wettschwimmer sollte ein Weintrinken folgen. Aber dazu kam es nicht mehr: der eine der drei brach plötzlich vom Schläge getroffen zusammen, der zweite verlor die Stimme, und der dritte das Bewußtsein, um wenige Tage später einer bösenartigen Lungenentzündung zu erliegen . . .

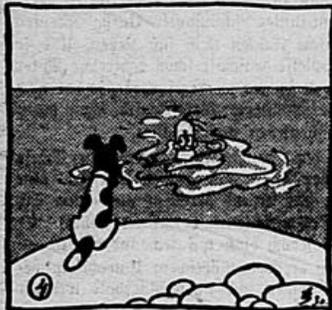
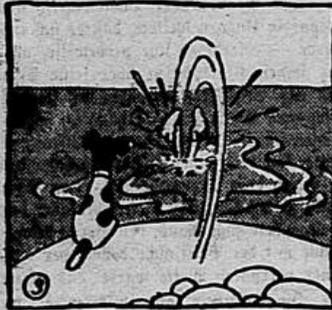
Eine der verrücktesten Wetten, die je ausgetragen wurden, mag indes die Wette des jungen Amerikaners Walter Hastings gewesen sein:

Es war im Juli des Jahres 1860. Hastings befand sich in London bei Lord Robert Cecil zu Gast. Man kam auf die Härten des Strafvollzugs zu sprechen und insbesondere auf die oft mit schwersten seelischen Schädigungen verbundenen Qualen jahrelanger Einzelhaft. Die Ansichten der an der Erörterung Beteiligten gingen auseinander, und als Lord Cecil schließlich meinte, daß er zehntausend Pfund wette, daß kein Mensch sich freiwillig dazu hergeben würde, zehn Jahre in Einzelhaft zu verbringen, erklärte Hastings, die Wette anzunehmen. Lord Cecil mochte es bedauert haben, sich auf eine so entsetzliche Wette eingelassen zu haben, und er machte dem jungen Amerikaner auch wiederholt den Vorschlag, ihn als den Gewinner der zehntausend Pfund zu betrachten, wenn er von der unglückseligen Wette zurücktrete, allein Hastings bestand energisch auf deren Durchführung. Er ließ sich am 18. Juli 1860 in einem abgelegenen, zu einer Kerkerzelle umgestalteten Raum von Cecil's Haus einsperren. — Zehn Jahre später, am 18. Juli 1870, verließ Hastings den Kerker, in den er sich freiwillig begeben hatte: ein körperlich und seelisch gebrochener Mann, der sich durch eine unfinnige Wette völlig zugrunde gerichtet hatte. Er starb bald darauf, nachdem er vorher sein gesamtes Vermögen einer zu gründenden Stiftung für entlassene Sträflinge, der noch heute bestehenden „Walter-Hastings-Liga“, vermacht hatte.

E. W.



Copyright P. L. B. Box & Copenhagen



Adamson und der folgsame Hund

Trost an Regentagen

Es regnet, es regnet! Nicht erst seit heute Morgen, nein, schon seit gestern und vorgestern und das Radio meldet unentwegt, daß „keine Änderung des herrschenden Witterungscharakters“ zu erwarten sei. Und dabei sind wir mitten in der sommerlichen Reizzeit und sollten von rechts wegen bei 35 Grad im Schatten dem Ideal dunkelbrauner Hautfarbe entgegenbraten. Statt dessen lernen sie im Kindergarten Verse, die etwa so lauten: „Es regnet, es regnet, es regnet seinen Lauf, und wenn's genug geregnet hat, dann hört es wieder auf!“

Dieser Dauerregen ist ein wunderbarer Balsam für die Stimmung des zum Nichtstun und zum Zuhausebleiben Verurteilten.

Nicht nur Promenadenwege und Fußballplätze, auch Autoreisen, Bäderreisen und Badefußfahrten werden zu Wasser.

Der Herr Direktor Sawieso wird sich im teuren Lutra-Hotel furchtbar ärgern.

Der Dr. K. kann seinen neuen Mercedes nicht nach Salzburg spazieren fahren.

Katja, dieses arrogante Dämchen, wollte mit einem Herrn unbekanntens Namens eine Landpartie auf dem Motorrad unternemen; sie wird sich überzeugen, daß auch Motorradbesitzer kein Wunder vollbringen können.

Anderer wollten ihre neuen Strandanzüge zur Schau bringen.

Alle schauen jetzt in gleicher Weise durch betropfte Fensterheben hinaus in die Welt.

Dieses gefegnete Regenwetter hat Vorzüge aufgehoben, Unterschiede betriecht, es ist ein Teil der verlorengegangenen göttlichen Gerechtigkeit.

Man braucht nicht zu zeigen, daß man kein Motorrad, kein Faltboot, kein Strandkostüm, ja nicht einmal eine neue Badehose hat.

Dieses Regenwetter sei gesegnet und benedict. (m. g.)

Wissenschaftliches Kaleidoskop

Die Verwendung von Petroleum für Beleuchtungszwecke ist nicht etwa erst neueren Datums. Bereits vor 6000 Jahren waren die Tempel von Babylon und Assyrien nachts durch Petroleum erleuchtet.

Das chinesische Postwesen war bereits im 18. Jahrhundert so entwickelt, daß Marco Polo erzählen konnte, Chinas Staatspost besaß 200 000 Pferde, 10 000 Posthäuser, sowie zahlreiche Stafettenreiter.

Ein amerikanischer Wissenschaftler hat aus Kaolinerde eine neue Tapetenart hergestellt. Durch Preßluftpistolen wird die Masse in einem Sprühsverfahren auf Wände und Mauern aufgetragen. Kurze Zeit später ist die Porzellanmasse hart und unzerbrechlich. Durch Weimengung verschiedener Farbstoffe können effektvolle Muster erzielt werden. Die neue Tapetenart hat den Vorzug, außerordentlich billig zu sein.

Der „quantitative“ Nervenforscher Prof. A. B. Hill, London, berichtet, daß ein einziger Nerv imstande ist, in der Sekunde bis zu 1000 Impulsen zu vermitteln. Die Übermittlung eines jeden einzelnen Impulses ist von einer Temperaturerhöhung zwischen einem sechs-millionstel und einem achtmillionstel Grad begleitet.

Jährlich verliert die nördliche Halbkugel in den Monaten Jänner bis Juli 10 Millionen Tonnen Luft, wie der englische Meteorologe Sir Napier Shaw ausgerechnet hat. Diese „überschüssige“ Luft kommt der südlichen Halbkugel zugute, die ihrerseits in den Monaten Juli bis Dezember diese Luftmenge wieder zurückerhält.

Einer neuen Heilmethode bedienen sich neuerdings rumänische Augenärzte. Bei Horn-

hautgeschwüren verwenden sie die dünne Haut, die in Vogeleiern unter den Staffhäuten gelegen ist, als Verband. Angeblich sollen derart behandelte Augenverletzungen vorzüglich geheilt sein.

Schach ins Volk

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 349.
Von Otto Bretschneider, Drakowa.
(Original.)

Schwarz: Kd5, Ld4. (3)



Weiß: Kd7, Dd3, Sc5, e5. (4)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 346: Sd5-e8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Schöffel Anton, Schöbritz: Hyna Josef, Hostomitz: Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Jarschel Rudolf, Komotau; Bretschneider Otto, Drakowa; Schindler Robert, Tyle; Wladimir, Hofeld Otto, Chmiak Tso, Lohmüller Hans, Freundl Anton, Habi Erwin, sämtlich Nesteritz; Walter Ludwig, Steinwitz Hans, König Anton, sämtlich Kwitkau; Ubert Rudolf, Prosetitz; Geißler Josef, Alt-Serbitz; Havel Franz, Modlan; Nausch Franz und Hofmann Fritz, Teplitz; Berger Josef, Klein-Augezd.

Kreismeisterschaft. 2. Runde.

Am Sonntag gelangte die 2. Runde der heurigen Kreisschachserie zur Austragung. In Schönfeld wie auch in Krowchitz gab es einen schönen, jedoch erbitterten Kampf um die Siegespalme. Zu den beiden Spielen traten die Mannschaften in folgenden Aufstellungen an: In Schönfeld:

Wistenschan		Kleische	
Brett 1	Scharoch ½: ¾	Aron	
.. 2	Robek 1: 0	Dubitzky Jos.	
.. 3	Novotný 1: 0	Dubitzky Herb.	
.. 4	Tesaf 0: 1	Wendler	
.. 5	Schramm ½: ¾	Guth	
.. 6	Schmied 0: 1	Schulz	
.. 7	Walter ½: ¾	Kollnko	
.. 8	Eichler 1: 0	Unbesetzt	

Ergobnis: 4½:3½ Punkte für Wistenschan. Den Kampf leitete Gen. Prosch, Schönfeld.

In Krowchitz stellten sich dem Kampfrichter Gen. Jelnick, Bodenbach, folgende Spieler:

Eulau		Rosowitz	
Brett 1	Gantner 1:0	Hickisch	
.. 2	Höbner 0:1	Hübel	
.. 3	Schicktan 1:0	Gaberle	
.. 4	Braut 1:0	Bermann	
.. 5	Hauschild E. 1:0	Sehan	
.. 6	Hauschild H. 0:1	Stelzle	
.. 7	Krauspenhaar ½: ¾	Hein	
.. 8	Hruby 0:1	Fritscher	

Ergobnis: 4½:3½ Punkte für Eulau.

Gegen Teplitz sollte in Klein-Augezd die Sobrusaner Sektion antreten. Nach einstündiger Wartezeit entschied der Kampfrichter einen 3:0-Sieg für Teplitz, da Sobrusan nicht erschienen war.

Dem Ansuchen der Sektion Eulau zwecks Nachtragung des Serienspiels Eulau-Wistenschan, wurde von Wistenschan stattgegeben. Der Wettkampf findet Ende August in Kwitkau statt.